

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 7.

Mittwoch, 9. Januar

1929.

(25. Fortsetzung.)

Herbert Godebrechts Sendung.

(Nachdruck verboten.)

Roman von Georg Julius Petersen.

Ein Anklopfen an der Tür bewies beiden, wo sie sich eigentlich befanden. Ein Gerichtsdienner (derselbe, mit dem Ruth anfangs zu tun gehabt hatte) trat ein und flüsterte dem Richter einen Namen zu, der Herbert hoch aufhorchen ließ: Doktor Scheel-Brandow.

Der Richter überlegte geraume Zeit.

„Ich lasse bitten“, entschied er endlich.

„Guten Morgen“, sagte der junge Rechtsanwalt, nach drei Seiten hin sich verneigend. „Guten Morgen, Herbert“. Er schüttelte ihm die Hand.

„Gestattest du, Ruth: Herr Rechtsanwalt Doktor Scheel-Brandow — Fräulein Bindewald, meine Verlobte.“

Scheel-Brandow machte große Augen. „Ich habe wohl die Ehre, in Ihnen, gnädiges Fräulein, die Schwester meines Jugendfreundes Walter Bindewald zu sehen?“ Ruth bejahte. „O, das freut mich lebhaft. Gestatten Sie, daß ich Ihnen meinen herzlichsten Glückwunsch zu Ihrer Verlobung ausspreche.“

Der Besucher begrüßte nunmehr den Richter, der verwundert auf die Gruppe geblickt hatte.

„Sie wollten Herrn Godebrecht auffuchen, Herr Doktor?“

„Ja.“ Und leise, so daß nicht einmal Herbert und Ruth es hören konnten, fügte er hinzu: „Ich komme als sein Rechtsbeistand.“

„Das gibt Ihnen natürlich gewisse Rechte“, antwortete der Richter ebenso undeutlich. Laut sagte er: „Wir können die Vernehmung vorläufig abbrechen.“ Er machte Ruth eine Verbeugung, die sie sofort verstand. Sie brachte in Gegenwart Scheel-Brandows es nicht fertig, Herbert zu umarmen, sondern beließ es bei einem langen Blick und einem Händedruck.

Herbert und Scheel-Brandow gingen, gefolgt von dem Gerichtsdienner, in des ersteren Zelle zurück.

„Armer Kerl“, sagte er, als sie allein waren. „Ja, eine Verlobung macht man sich ganz anders aus. Denn das entscheidende Wort ist doch eben erst gefallen, nicht wahr? Gestern wußte ich noch von nichts.“ Sein Blick war nicht ohne Strenge.

„Du vermutest recht, Artur. Gestern dachte ich selbst noch nicht daran. Heute morgen trieb es Fräulein Bindewald zu mir — du verstehst.“

„Ich verstehe.“

„Und da... ja, du kannst eine Erklärung von mir verlangen, du hast ein Recht dazu.“

„Wie?“ Scheel-Brandow tat verwundert.

„Ach, du meinst wegen meiner Schwester, stimmt's?“ Herbert nickte. „Hast du irgendwelche Erwartungen in ihr geweckt?“

„Nein. Auf Ehre, Artur, nein.“

„Nun also, ich glaube vielmehr, daß du Eindruck auf die kleine Person gemacht hast. Was ist dabei, wenn ich es dir sage? ... Gestern Abend, nach deinem Fortgang, zog sie sich lange vor Schluß des Festes auf ihr Zimmer zurück. Und heute morgen! Halb angezogen, gar nicht ladylife, kam sie zu mir ins Frühstückszimmer gestürzt, wo ich zum Glück ganz allein saß. Sie wollte mir das zeigen, was deine Braut und noch andere so aus der Fassung gebracht hat; kurz und gut ...“ Mit krauser Stirn hielt er inne.

„Was?“ drängte Herbert.

„Ich müßte sofort zu dir gehen, verlangte sie, und dir sagen, daß sie dir das von gestern Abend nicht nachtrüge.“ Eine Pause folgte.

„Und deine Eltern? ...“

„Sie waren noch nicht erschienen, als ich fortging.“

„Und wenn deine Schwester nun erfährt, daß ich ...?“ fragte Herbert. „Es sollte mir leid tun, wenn ich ihr einen Kummer verursachen sollte.“

„Das wird sie verwinden. Ein kleines Frühlingsgewitter, nichts weiter. Zudem ist sie eine Scheel-Brandow.“ Das klang stolz, fast hochmütig. „Über nun zu dir, Herbert. Erzähle mir doch mal den ganzen Verlauf dieser Geschichte, wenn möglich, mit den psychologischen Momenten, denn ohne diese wäre mir diese Affäre einfach unverständlich.“ Er hörte gespannt zu, als Herbert dieser Aufforderung nachkam.

„Ein einfacher Akt der Notwehr“, folgerte er endlich. „Darauf läßt sich keine Anklage aufbauen. Nur eins könnte die Staatsanwaltschaft bestimmen, gegen dich vorzugehen.“

„Und das ist?“ fragte Herbert gespannt.

„Der Revolver, den du aus deiner Wohnung geholt hast, bevor du in die Gildengasse fuhrst.“

„Aber mit der Faust konnte ich doch wohl nichts ausrichten!“

„Herbert“, sagte der Rechtsanwalt nach angestrengtem Nachdenken eindringlich, „du sprachst von einem Austritt, den du vorigen Dienstag mit Sperber gehabt hättest. Von deiner maßlosen Erregung darüber, daß der Kerl versucht hätte, dich von dem Stand des Ehrenmannes herabzuziehen, weil du — aus Ritterlichkeit gegen die Roberts — im Fall Droege den Uhrendiebstahl verschwiegen und dadurch dem Gericht die Möglichkeit genommen hättest, den Pelzdieb, Sperber also, zu ermitteln: Sollte diese Erregung nicht einen tiefen Haß erzeugt haben, und der Haß nicht den Wunsch ...?“ Sein hartloses, fast jüngerhaft anmutendes Gesicht mit den allerdings hochintelligenten Augen war Herbert voll zugekehrt.

„Ja, du hast recht“, erwiderte dieser mit einem Aufatmen.

„Und gestern Abend hieltest du die Gelegenheit für gekommen?“

„Die Absicht, ihn zu erschießen, hatte ich natürlich nicht; von einem glühenden Haß gegen ihn will ich mich nicht reinwaschen.“

„Gut. Also Notwehr, nichts weiter. Was du gedacht hast, geht niemanden etwas an.“

„Doch, ich werde es offen bekennen, nun das Unheil geschehen ist! Es quält mich mehr, als ich sagen kann.“

Scheel-Brandow sah lange in das zuckende Gesicht.

„Du wärest imstande, dich selbst ans Messer zu liefern“, sagte er dann kopfschüttelnd. „Eine Frage: Hast du schon an einen Verteidiger gedacht, wenn die Anklage erhoben werden sollte?“

Herbert hob den Kopf; in seinem Blick stand seine Gegenfrage so deutlich, daß der andere ohne weiteres hinzusetzte: „Willst du mir deine Sache anvertrauen?“

„O, Artur, wenn du das wolltest“, erwiderte Herbert mit der Erleichterung eines Menschen, der plötzlich Suffurs erhält. „Ja, keinem lieber als dir.“

„Ich werde also nächst deine Freilassung aus der Untersuchungshaft beantragen.“ Scheel-Brandow stand auf. „Mut“, sagte er lachend, indem er Herbert die Hand schüttelte.

Als Doktor Scheel-Brandow gegangen war, fühlte Herbert sich sonderbar gestärkt. Aber dann schlugen die Gedanken wieder den Weg zu Ruth ein, ein Glück ohne Maß ergriff von ihm Besitz. —

Er hatte den Wunsch ausgedrückt, andere Kleidungsstücke zu erhalten — denn er trug noch den Gesellschaftsanzug —, am nächsten Vormittag erhielt er das Verlangte. Frau Landgerichtsrat Brügge hatte einen unverschlossenen Brief beigelegt, in dem sie schrieb, daß der furchtbare Schreck sie krank gemacht habe. Sie liege zu Bett.

Herbert kleidete sich um, bald darauf wurde er zu einer neuen Vernehmung geholt. Zu seiner Überraschung fand er in dem Zimmer, in das er geleitet wurde, Thea vor. Der Richter wünschte zu wissen, ob Herbert von einem Juwelenschaff, den der ermordete Händler in der Küche seines Hauses vergraben und von dessen Vorhandensein Fräulein Roberts die Behörde benachrichtigt habe, Kenntnis gehabt.

„Nein“, lautete seine Antwort. „Aber warum fragen Sie mich danach? ...“ Er wollte noch mehr sagen, wollte fragen, ob man ihn denn eigentlich eines Raubmordes für schuldig halte — als ihm einfiel, daß Schumann von unerhörten Schätzen des Alten gesprochen hatte. Sollte er Schumann mit in diese Angelegenheit hineinbeziehen? ... Nein. Die Juwelen waren da, von der eigenen, besser: Adoptivtochter der Behörde ausgeliefert. „Das, was Roberts besaß, kann mich wirklich nicht interessieren“, fügte er nach Abschluß seines Gedankenganges hinzu, „ich bin nie lüstern danach gewesen.“

„Ich habe auch nur eine Frage an Sie gerichtet, keine herabsehbenden Schlussfolgerungen daran geknüpft. ... Also Sie wissen nichts davon. Aber vielleicht interessiert es Sie, zu erfahren — ich spreche jetzt mehr als Privatmann —, daß diese Juwelen zum größten Teil aus dem Besitz des vor einigen Wochen ermordeten Holländers stammen.“

Herbert sah in tiefem Mitleid auf Thea, die ihr Gesicht verborgen hatte. Herrgott, in welcher Umgebung hatte dies Mädchen gelebt!

„Diese Mitteilung erregt mein Interesse nur insofern, als sie deutlich zeigt, was Geistes Kind der von mir in der Notwehr erschossene Sperber war“, sagte Herbert mit starker Stimme.

„Wir wissen nicht, ob Sperber der Mörder war.“

„War er nicht der Mörder, dann war er des Mörders Gehilfe! — Aber nun erlauben Sie mir eine Bitte auszusprechen. Ich kann immer noch nicht verstehen, weshalb Fräulein Roberts nicht auch ein Opfer des Mörders Sperber geworden ist, weshalb sie von ihm geschont worden ist. Ich möchte Fräulein Roberts nicht umuten, die Vorgänge, deren Zeugin sie allein gewesen ist, vor mir zu wiederholen; vielleicht sind Sie so lebenswürdig, mich aufzuklären, sobald Fräulein Roberts gegangen ist.“

„Das will ich tun.“

Herbert trat auf Thea zu und reichte ihr die Hand. Ein Verhängnis, Fräulein Thea“, sagte er mit schwankender Stimme. „Wo halten Sie sich jetzt auf? ... Doch nicht mehr in dem unheilvollen Hause?“

„Nein, bei Herrn Schumann.“

„Grüßen Sie ihn von mir. Ich hoffe lebhaft, ihn und Sie und Rumpnagel, den Braven“ (hier errötete Thea tief), „recht bald an anderer Stelle wiederzusehen.“

Thea konnte gehen. In der Tür warf sie noch einen scheuen Blick auf Herbert, der nun erfuhr, was vor seinem Eintreffen in der Gildengasse geschehen war.

Thea hatte ihren Vater und Sperber miteinander verhandeln hören. Die anfangs gedämpften Stimmen waren allmählich lauter geworden. Plötzlich hatte Roberts gellend aufgeschrien. Thea war voll Angst in

das „Kontor“ gelaufen. Sperber hatte in sinnloser Wut auf den alten Mann eingeschlagen; Theas Versuch, ihn von seinem Opfer loszulassen, waren misslungen.

Sperber hatte dann plötzlich aufgelacht und war zu einer Seitenwand getreten, hatte dort ein Bild herabgerissen, hinter dem, wie das junge Mädchen wußte, in einer ausgemauerten Vertiefung eine Kassette mit Geld und kostbaren Steinen ruhte. (Schumann war demnach nicht der einzige gewesen, der dieses Geheimnis ergründet hatte.) Diese Bewegung hatte dem halb ohnmächtigen Händler neue Kraft gegeben. Es war zu einem Ringen gekommen; Sperber hatte den Alten in eine Ecke geschleudert und dann die Tür des Saales zertrümmert. Mehr hatte die Tochter nicht gesehen; schreiend, halb von Sinnen, war sie in die Küche gerannt und hatte die Tür hinter sich verschlossen und verriegelt; an dem Verlassen des Hauses hatte Sperber sie gehindert. Ein furchtbares Stöhnen des Vaters hatte ihr dann die Besinnung genommen. ...

Dies waren die Vorgänge, die aber immer noch nicht das Rätsel lösten, weshalb Sperber seine Nordluft nicht auch an Thea ausgelassen hatte. Sie konnte ihm doch zum Verhängnis werden, denn sie hatte alles — oder doch das meiste — gesehen. Hatte er in seiner rasenden Wut seine eigene Sicherheit vergessen? ... oder sollte er — was ja allerdings kaum denkbar war — Thea doch ein tieferes menschliches Gefühl entgegengebracht haben? ... Es war ein Geheimnis, das niemals gelüftet werden konnte, weil Sperber es mit ins Grab genommen hatte. —

Der nächste Tag brachte Herbert weitere Besucher: Bankdirektor Steinschmidt und etwas später Bindewald mit Walter. Vater und Sohn blieben jeder ungefähr eine halbe Stunde; als sie schieden, ließen sie Herbert aufs neue gestärkt und getröstet zurück, doppelt gestärkt und gehoben, weil ihre Teilnahme für sein Ergehen in ihrer Freude über Ruths Glück aufgegangen war. Herbert wußte nunmehr, daß er sich als ein Glied der Familie Bindewald betrachten durfte.

(Fortsetzung folgt.)

Der Krankenbesuch.

Von Heinrich Weis.

Spät am Abend war Dr. Martensen, ein junger Arzt in einer bedeutenden Hafenstadt, durch einen Boten zu einem Kranken gerufen worden, und er machte sich, nachdem er die notwendigsten Instrumente in eine kleine Ledertasche gepackt, sogleich auf den Weg. Weil das Wetter schön war und freundliches Mondlicht die Straßen durchsilberte, entschloß er sich, zu Fuß das nicht allzu ferne Ziel zu erreichen. Seine Wanderung führte ihn durch enge Gassen der Altstadt, wohl hatte ihm der Bote die genaue Wegrichtung angesetzt, aber unerachtet er die Stadt, darin er geboren, aufs genaueste kannte, blieb ihm nichts übrig, als hier und dort den Weitergang zu erfragen. So kam er schließlich in ein mitten zwischen Neubauten gelegenes ganz altertümliches Viertel mit windstiefen, brüchigen und schadhafte Häusern, wo die mächtige Entwicklung der Stadt um ein Jahrhundert zurückgehalten schien. Diese verwinkelten Gäßchen, die er nun durchschritt, wirkten auf ihn mit einem seltsam fremden, fast traumhaften Reiz, ganz unwirklich dünkte ihn, daß er am späten Abend und in einer alltäglichen Angelegenheit des Berufs in eine Gegend gekommen, die er zuvor niemals hatte kennen gelernt. Er betrachtete, seinen Schritt verlangsamen, die altmodisch geschwungenen Giebel, geschnittenen Figuren über den Portalen und die kleinen, mit Buhenscheiben besetzten Fenster, gedachte der vergangenen Zeit, der jene Bauten entstammten, bis er, plötzlich wieder seines Auftrages bewußt, schneller vorwärtstrebte nach dem ihm von dem Boten bezeichneten Haus.

Dies schien fast älter noch, brüchiger und zumindest schlechter im Stand als seine Nachbarn, und nachdem er vergeblich an der rostigen Ziehklänge zu läuten versucht hatte, öffnete er die Tür und trat in einen dunklen Gang, indes kein Geräusch irgendwelcher Art auf Menschen deutete, die ihn erwarteten und aus dem Klappern der Tür, die hinter ihm aufiel, auf seine Ankunft schlossen. Er pochte an der ersten Tür und, da er sie, als keine Antwort kam, langsam öffnete, erstaunte er, in ein vollkommen leeres Zimmer zu sehen, darin der Staub verriet, daß es seit Jahren wohl

nicht betreten worden war. Leer waren auch die nächsten Zimmer, die er eilends durchmaß und, nun er zum Gang zurückgekommen, eine krumme, hauffällige Treppe erspähte, fiel ihm bei, daß der Kranke vielleicht in dem oberen Stodwert des Hauses wohnen möge. Immerhin war in ihm ein kleines Empfinden der Unruhe und der Selbstsamkeit dieses späten Besuchs, als er die knackende Treppe hinausstieg, ungewiß, was er in den oberen Räumen vorfinden werde. Da sein Klopfen abermals unbeantwortet blieb, glaubte er nicht anders, als auch hier wieder auf unbewohnte Zimmer zu stoßen, und ein Gedanke blühte auf, es sei ein schlechter Scherz vielleicht eines Stammtischfreundes, der ihn zu nächstlicher Stunde dieses verlassene Haus hatte aufsuchen lassen. Und aufs neue erstaunte er darum, daß er, die Tür aufstehend, in einem engen Raum, im Mondlicht, das durch die Fensterlücke schimmerte, ein Bett gerichtet sah, dessen niedergebückte Kissen ihm anzeigten, hier den seiner Pflege wartenden Kranken zu finden.

Der Arzt machte ein paar Schritte in das Zimmer und trat zu dem Bett, im unbestimmten Lichtschein erkannte er einen alten Mann, der unbeweglich, nur bisweilen leise röchelnd, in den Kissen lag. Nach Licht zu fragen, öffnete er die anstößende Tür, allein der Raum war dunkler noch als das Krankenzimmer, keine Spur verriet die Anwesenheit eines zweiten Bewohners. Von all dem Seltsamen befreit, unsicher, was zu tun, entzündete der Arzt ein Streichholz, suchte die Wände entlang, fand einen Lichtstumpf in einem Kerzenhalter, und nachdem er die trüb schmelzende Flamme neben das Bett gestellt, begann er seine Untersuchung. Das pergamenten blaße Gesicht, die unregelmäßigen Herzschläge, der pfeifende Atem und die seltsam nach oben gedrehten Augäpfel kündeten ihm, daß er vor einem Sterbenden stand. Festiges Fieber schien die Lebenskraft verzehrt zu haben, doch ungewiß noch, welcher Art die Erkrankung, schlug der Arzt die Decke zurück, die den ausgemergelten Körper verhüllte. Von dem Zugwind flatterte das Licht, fast erlöschend, und zu gleicher Zeit, nach einem kurzen Blick auf die sonderbaren Flecken und Schwellungen der Haut, traf den Arzt ein jähes Erschrecken. Ein dunkles Gespenst war plötzlich mit ihm in dem Zimmer, das mit den breiten Schlagschatten des Kerzenlichts an den Wänden emporzuwachsen schien. Es erfüllte den Raum, die Luft zitterte von seinem giftigen Atem, durch die kleinen Fenster würde es hinausflattern, unsichtbar seinen Weg nehmen, Tod und Verderben bringen über die schlafende Stadt. Im wirren Taumel des Schreckens suchte der Arzt nach einem festen, sicheren Gedanken. Träumte er nur dies alles, den Gang durch die fremden, alten Gassen, die Erscheinung des leeren Hauses, diesen Kranken und das Gespenst, das rauschend sich aufhob von dem stiegen Körper? Wie konnte es geschehen sein, daß die furchtbare Seuche eingeschleppt worden in die Stadt, so unermutet, weithin verbreitet vielleicht schon im geheimen, hergebracht von sonnenheißen südlichen Küsten durch irgendein Schiff: die Pest! Er, der den Kranken arglos berührt, war selbst vielleicht schon ergriffen von der Krankheit. Und wie er trugen andere, unwissend, ahnungslos, die Seuche durch die Stadt. In dem Entsetzen der Erkenntnis stand groß und ehern das Wissen der Verantwortung. Er mußte handeln. Das Leben Tausender hing an ihm, an seinen Entschlüssen.

Selbst wie im Fieber, raffte er sich zusammen, stürmte die Treppe abwärts, seine Tasche blieb vergessen in dem Krankenzimmer. Schleunigst nach dem Krankenhaus zu gelangen, sein Erlebnis mitzuteilen, sich zu retten und andere zu schützen, auch vor ihm, der er vielleicht schon Keime der Ansteckung trug, war sein einziger Gedanke. Die Gassen durchmaß er in eiligem Lauf, leuchtend erreichte er die neueren, alltagsvertrauten Bezirke, stand bald vor dem großen Portal des breithingelagerten und wohlbekannten Gebäudes. Die Unwahrscheinlichkeit des Geschehens, die Selbstsamkeit alles dessen, das ihm widerfahren, kam ihm hier in der gewohnten, nüchtern-sicheren Umgebung aufs neue zu Sinn. Allein er durfte nicht zaudern. Das schrille Glöckchen öffnete ihm die Tür, sein dringendes Anliegen fand schnell den Weg zu dem wachhabenden Arzt. Schäumend, überstürzt, erstattete er Bericht. Er sah ein ungläubiges Kopfschütteln. Immerhin ward ein Wagen mit Trägern beordert, zu der von Dr. Martensen bezeichneten Gasse zu fahren.

Der war so sehr im Eifer, daß er alle Möglichkeit einer für ihn selber drohenden Gefahr vergaß. Die Zweifel an seiner Mitteilung hatten ihn erhitzt, er dachte an nichts anderes mehr, als den Kranken zu bergen, um die Richtigkeit seiner Untersuchung zu beweisen. Dann war es noch immer an der Zeit, für alles weitere zu sorgen, die Stadt zu retten vielleicht durch Absperrung jenes ganzen Bezirkes. Der Krankenwagen hielt vor dem angegebenen Haus. Ohne die leeren Zimmer des unteren Geschosses erst zu berühren, eilte der Arzt treppenaufwärts, hinter ihm die Träger mit

einer Bahre. Er öffnete die Tür zu dem Krankenzimmer, das dunkel lag; die Kerze mochte niedergebrannt sein, und der Mond war hinter Gewölle erloschen. Aufblühende Streichhölzer aber wiesen einen leeren Raum, leer wie die anderen Stuben, die der Arzt vor kaum einer Stunde durchschritten. Staub deckte den Boden, von Staub überzogen war das einzige Fenster, und nur ein leises Rascheln kam von fern, wohl von den aus ihrer Ruhe aufgeschreckten Mäusen. Nichts von einem Bett, von einem Kranken, von dem Gespenst einer Seuche, die im Dunkel die Fittiche breitete, um auszufliegen zum Verderben der schlafenden Stadt. Dr. Martensen stand erstarrt, inmitten des erstaunten Wartens der Krankenträger, er hätte glauben mögen, in ein anderes, vielleicht ganz ähnlich gebautes Haus gekommen zu sein. Er überlegte noch, was zu tun, ob anderswo zu suchen, als neuer Bündhölzer fladernde Felle ihn plötzlich in einer Ecke seine Tasche entdecken ließ, die er schnell an sich nahm, enttäuscht und doch irgendwie befreit, ohne über all das Sonderbare Klarheit zu finden. In dem Strudel wirrer Gedanken war nur das einzige sichere Empfinden, hier mußte es gewesen sein, wo ihm das seltsame Nachtgesicht begegnet, die Erscheinung jenes sterbenden Alten und des Gespenstes der Seuche, die aufrauschte von dem Krankenlager, eine ganze Stadt zu bedrohen — hier in dem leeren, wohl seit Jahren unbewohnten Raum. Noch im Taumel der unbegreiflich sich überstürzenden Eindrücke gab er den Krankenträgern das Zeichen zur Umkehr.

Ein paar Tage später sah Dr. Martensen dem Chefarzt des Krankenhauses gegenüber. Er wußte keine Erklärung seiner wunderlichen Erlebnisse und war doch gewiß, mit wachen Sinnen, ohne irgendwelchen Trug und Irrtum die Eindrücke jenes ersten Besuches aufgenommen zu haben. Der Chefarzt war ein kluger Kopf, ein Mensch, der auch scheinbar Zusammenhängendes, Unbegreiflichem nachzuspüren sich bemühte. Und nachdem er von dem jungen Arzt die genaue Schilderung empfangen, entfernte er sich eine Weile mit dem Bedenken, daß alte Aufzeichnungen vielleicht am ehesten die Lösung des Rätsels zu erbringen vermöchten. Er lehrte zurück mit einem alten Journal, aus dem er blätternd vorlas, daß vor mehr als einem Jahrhundert noch die Pest, durch Schiffe wohl in die Stadt eingeschleppt, gerade in jenem Viertel grausam gehaust und zahlreiche Opfer gefordert habe. Die alten Häuser dort seien vielleicht durch Zufall, vielleicht im Erinnern an das furchtbare Bösen der Seuche vielfach unbewohnt geblieben, sie ständen als stumme Zeugen der Vergangenheit noch heute, da längst um sie eine neue, gewaltige Stadt erwuchs. „Das liegt nun alles weit zurück“, so schloß er seine Rede, „aber wer will sagen, welche Zufälle zusammenwirkten, daß Ihnen das Gespenst längstverschollener Tage, ein Schicksal, das unsere Urahnenpäter auf das schwerste bedrohte, noch einmal als lebendige Gegenwart erschien?“

Eine köstliche Kunst.

Warst du niemals mit Behagen,
Ganz besonders tief beglückt,
Wenn die Gans an Feiertagen,
Braun und saftig dich entzückt?
Wenn in ihrer runden Hülle,
Tief verborgen, prall und voll,
Eine schmackhafte gute Fülle
Duftend dir entgegen quoll?

Kennst du das Gefühl, das große,
Das dir ab und zu erprießt,
Wenn du eine schöne Soße,
Mild auf deinem Teller siehst?
Wenn ein Braten gut geraten,
Wenn die Suppe inhaltschwer,
Und ein Staat von delikaten
Fruchtsalaten hinterher?

Mancher harte Junggeselle
Ward durch solche Kunst gerührt,
Und er hat dann auf der Stelle
Schnell ein Weibchen heimgeführt.
Mancher mag auf Wissen pochen,
Mancher wirkt auch als Regent, —
Aber wirklich gut zu kochen
Ist ein köstliches Talent!

Du kannst leben ohne Dichtung,
Du kannst leben ohne Kunst, —
Auch politisch ist die Richtung
Letzten Endes eitler Dunst.
Freunde braucht es nicht zu geben,
Brauchst auch nicht der Liebe Joch,
Aber nimmer kannst du leben
Ohne Köchin oder Koch!

Der Franzl.

Von Max Bernardi.

Der Bub hatte einen Strauß Wiesenblumen gepflückt. Als er sich dem Alpengasthof, der schon bald ein vornehmes Hotel ward, näherte, schämte er sich der Blide, die ihm Bauersleute nachsahen. Im liebsten hätte er den Buschen in die Rodtasche gezwängt.

Im Gasthof fragte er nach ihr.

„Jawohl, drüben im Musikzimmer“, war die Antwort. Man kannte den jungen, frischen Bauernburschen schon, der im kommenden Jahr gar auf die Kunstschule nach München sollte. Und andererseits verstand man sich auch schon ein wenig auf exzentrische Damen schöner Komödiantinnen.

Der Bub dankte zögernd, als wenn er noch etwas fragen wollte. Schritt dann aber rasch weiter in einen kleinen, lauschigen Raum, der immer dämmerig war und kühl und auf dessen Teppich man dahinging wie auf einem Moosboden. Vor dem Salon, in dem ein richtiger Flügel stand, hielt er inne. Schon die letzten Schritte war er durch den ausgestorbenen Speisesaal auf Beinen geschlichen. Er schalt sich darüber einen Narren, denn er wollte sie ja nicht erschrecken. Nur sammeln wollte er sich. An die hundertmal war er in Gedanken durch die zwei aläsernen Türen in den Speisesaal geschritten. Wie es ihm zukam, laut, vielleicht etwas klobig, immerhin aber männlich und selbstbewußt. Und jetzt schlich er über das Parkett, als wenn er etwas stehlen möchte. Das Bewußtsein, daß er mit seiner Lederhose und dem schweren Bauernschuhwerk da eigentlich nicht hereingehörte, wurde stärker. Er sah an sich herunter und schaute den ganzen unbeholfenen Bauernburschen. Sah sich als jeden Eindringling in einer fremden, ihm nie erreichbaren Umgebung. Dieses Gefühl wurde so mächtig, daß er umzukehren beschloß. Zugleich dachte er aber daran, daß er sich daheim beim Holzschnitten einen feigen Kerl schimpfen würde. Und abends würde er doch wieder nach langer Talwanderung auf dem „Soched“ auf sie lauern.

Pötzlich stand die Frau vor ihm. Aus der Dämmerung des Raumes war sie gewachsen. Der moosbedene Teppich schluckte jeden Laut.

Lächelnd nahm sie ihm die Blumen aus der Hand. „Na, Franz, fleißig gewesen?“ Sie ließ sich auf einen Sessel nieder und barg den Strauß in ihrem Schoße. Es ward ihr gar nicht leicht, mit dem Buben ins Gespräch zu kommen. Am „Soched“ ging es natürlicher. Da stand der Franz jeden Abend an der eisernen Umfriedung des kleinen Aussichtsplatzes und bläute versonnen die Felswand hinauf, und sie gesellte sich ihm einfach zu. Aber Bleh, Almen, Wetter und die rotglühenden, fernen Dolomitenpiken konnte man pflaudern.

Einmal fand sie ihn zeichnend auf der Bank. In ein leeres Schulheft hatte er Köpfe gezeichnet, Bauerngesichter, Madonnen und allerhand Figürliches. Auf einer Seite des Heftchens fand sie sich beim flüchtigen Durchblättern selbst. Nur angefangen, halb nach der Natur skizziert, halb aus dem Gedächtnis. Er hatte sie in ein Kornfeld gestellt, durch das der Wind Wellen trieb. Da war er auch mit der Sprache herausgerückt. Daß er Künstler werden wolle um jeden Preis. Daß er nach München gehen werde. Mitleidig war sie ihm mit der Hand über den blonden Krauskopf gestrichen.

„Franz, wenn du erst in München bist, dann besuchst du mich in der Oper, geht?“

Er hatte sie angesehen mit einer Glut und mit einer Sehnsucht, die sie bei dem verschlossenen Tiroler Buben nicht vermutet hätte. Vielleicht war es aber nur das übervolle Sehnen des Bauernburschleins nach der großen Stadt draußen in der Welt gewesen. Und der heilige Glaube an seine Erfüllung.

Sie zwifte an den Blumen. Dachte plötzlich daran, daß es doch sein konnte, daß der Bub da zu ihr nach München kam. Wie war denn sie an die Hofoper —?

„Franz, wo ist denn das Bild, das du mir versprochen hast?“

„Bist ja nimmer 'kommen!“ Umständlich holte er ein sauber verpacktes Blatt Papier aus der Rodtasche. Reichte es ihr. Sie betrachtete es lächelnd.

„Gar nicht übel. Ich will es aufbewahren und dem Professor Zudermantel zeigen, der ein guter Bekannter von mir ist. Schreib noch deinen Namen darunter — das tun doch alle berühmten Maler.“

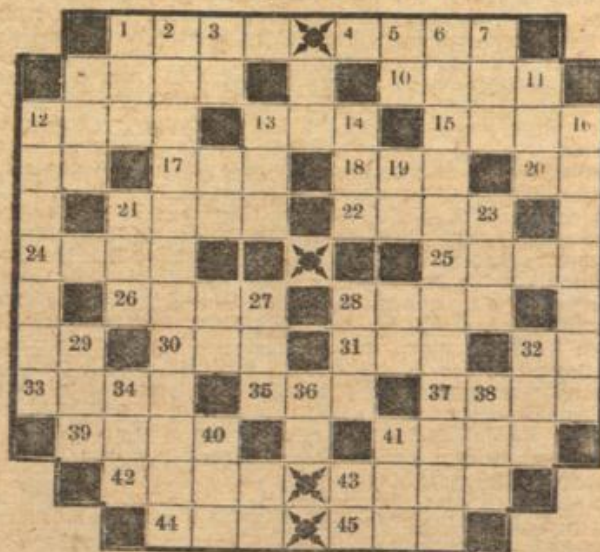
Der Scherz trieb dem Franz eine Blutwelle ins Gesicht. Natürlich wollte er berühmt werden. Ein ganz Großer sein. Das Bild, das er ihr schenkte, war ihm verächtlich. Er schäkte es nicht — es war nicht so, wie er es im Kopfe gesehen hatte. Es atmete nicht und hatte kein Fleisch und kein Blut. In der Frau aber, die sich ihm da in Anmut

neigte, ahnte er ein Stück Zukunft, ahnte er die Welt außerhalb seiner engen Talwände, der sein heißestes Sehnen galt. Er umfing die Frau mit einem Blick, den die Sängerin nur in einem ihr naheliegenden Sinn zu deuten wußte. Und einer plötzlichen Regung folgend, zog sie den jungen Bauernburschen an sich.

„Franz, du dummer Dausbub . . .“

In einer Schreibmappe, ganz tief unten, unter Briefschaften und vergilbten Photographien, ruht ein zusammengefalteter Bogen Papier mit einer verwischten Bleistiftzeichnung. Ein wogendes Ahrenfeld, darin ein Weib, das die feinen Gesichtszüge der ehemaligen königlichen Hofopernsängerin Maria Daberl trägt, die arm wie eine Kirchenmaus vor einem Jahrzehnt vom Staat beerdigt wurde. Rechts in der Ecke steht auch noch der Name des Zeichners in ungelassenen, immer größer werdenden Buchstaben: Franz Defregger.

Kreuzworträtsel.



Senkrecht: 1. Nebenfluß der Donau. 2. Deutsches Riesenauffschiff. 3. Nahrungsmittel. 5. Umlaut. 6. Nord-europäische Halbinsel. 7. Fluß in Katalonien. 8. Wie 1. (senkrecht). 9. Wehrst. 11. Teil des Auges. 12. Schwedische Stadt. 13. Fragewort. 14. Geträul. 16. Muse. 19. Verhältniswort. 21. Englisches Bier. 23. Straußenart. 27. Englischer Männername. 28. Hasenstraße. 29. Kopfbedeckung. 31. Faulstier. 32. Kälter Wind. 34. Altgermanischer Speer. 36. Flächenmaß. 38. Baumteil. 40. Schiffsausdruck. 41. Name verschiedener Päpste. — Wagerecht: 1. Säugetier. 4. Pflanzenprodukt. 8. Inschrift auf dem Kreuz Jesu. 10. Widerwärtiges Gefühl. 12. Stadt in Westfalen. 13. Gemütsstimmung. 15. Einzelgefängnis. 17. Märgengestalt. 18. Unbestimmtes Zahlwort. 20. Persönliches Fürwort. 21. Blauer Farbstoff. 22. Schluß. 24. Salzlösung. 25. Insekt. 26. Dichtungsart. 28. Boot für Selbstfahrer. 30. Frauennamen. 31. Papageienart. 33. Wichtiger Körperteil. 35. Monat. 37. Blumengefäß. 39. Schweizerischer Held. 41. Heintücke. 42. Pavlermaß. 43. Teil des Gartens. 44. Nicht „alt“. 45. Erdart.

Auflösung des Scherz und Spott in Nr. 305: „Wir wünschen unsern Lesern ein gesundes neues Jahr!“ (D. Red.) 1. Wunde. 2. Idee. 3. Reibeisen. 4. Winter. 5. Ungarn. 6. Eden. 7. Nase. 8. Schnupfen. 9. Einhorn. 10. Rude. 11. Udet. 12. Kasallant. 13. Senfe. 14. Elegie. 15. Raupe. 16. Riete. 17. Reising. 18. Eisen. 19. Stachel. 20. Ethik. 21. Rarität.

Scherz und Spott

Erkennungszeichen. „Ich habe mich mit meinem Mann vor einer Stunde hier in dieser Abteilung verabredet“, sagte die Dame, die außer Atem eben anlangte, zu der Verkäuferin im Warenhaus. „Daben Sie ihn nicht vielleicht gesehen?“ — „Wie sah er denn aus?“ fragt diese lebenswändig. „Sah er roten Teint.“ — „Das sicher nicht. Er muß in der letzten halben Stunde bleich vor Wut gewesen sein.“